

Weiße Weihnacht im Krankenhaus.

Ein Gedicht von Durs Grünbein in Corona-Zeiten neu gelesen

Von Erich Garhammer

Ein Jahr vor der Wende konstatierte der in Dresden geborene Literat Durs Grünbein in dem Gedichtband „Grauzone morgens“:

IN UNSEREN BREITEN ruft man die Dinge
nicht an, jeder weiß das: kein
Grund zur Beschwörung. Wer morgens
aufwacht braucht nur den Wecker zur
Orientierung, das Radio meldet sich
pünktlich von selbst mit den
vertrauten Tiefseegeräuschen.¹

Gewöhnlichste Normalität wird hier umschrieben, das lyrische Ich notiert diffuse, im Frühlicht trübe aufscheinende Details, das Alltagsstenogramm hält Vertrautes fest und reklamiert Sicherheit, die Brüchigkeit und die Untiefen werden nur zwischen den Zeilen angedeutet.

Diese Brüchigkeit wird das Thema des nächsten Gedichtbandes „Den Teuren Toten. 33 Epitaphe“ (1994). Grünbein überschreibt den Gedichtzyklus mit n.f.n.s.n.c. (= non fui non sum non curo: ich war nicht-ich bin nicht-ich Sorge mich nicht). Die Gedichte verdanken sich angeblich einem Anonymus, P 13, ein Pseudonym für einen Dichter, der ein Konvolut von Nachrufen auf einem Dachboden in Dresden gefunden hat. Die Dingsymbole, die darin auftauchen, verweisen die Texte allerdings in die Gegenwart: Fernsehen, U-Bahn, Walkman sind gängige Alltagsgegenstände.

Drastisch werden in diesen Gedichten Apathie und Aggression von Großstadtmenschen beschrieben:

Berlin. Ein Toter saß an dreizehn Wochen
Aufrecht vorm Fernseher, der lief, den Blick
Gebrochen. Im Fernseh gab ein Fernsehkoch
Den guten Rat zum Kochen.²

Ein anderes drastisches Beispiel:

In einer U-Bahn, früh am Morgen, lag ein Toter
Erwürgt mit einem Draht. Aus seinen Ohren quoll
Musik aus einem Walkman irgendwo im Innern

¹ D. Grünbein, *Grauzone morgens. Gedichte*, Frankfurt M. 1988.

² D. Grünbein, *Den Teuren Toten. 33 Epitaphe*, Frankfurt M. 1994, 8.

Der Lederjacke, blutverschmiert. Sein kalter Schädel

Hing über die zerstoichene Sitzbank wo mit Filzstift

In Kinderschrift geschrieben stand „Du Arschloch!“³

Wie Anekdoten oder Sensationsmeldungen in Zeitungen lesen sich diese 33 Epitaphe, die keine Nachrufe sind, sondern in die umschwiegene Tabuzone „Tod“ hineingerufen werden. Eher wird blankes Entsetzen evoziert als moralische Entrüstung.

Es sind zwei Arten von Blicken, die auf die Wirklichkeit geworfen werden. Zum einen wird der Müll der Zivilisation sichtbar, zu dem auch der Mensch gehört, zum anderen werden die Beobachtungen wie durch den Ausbruch des Vesuvs auf Dauer gestellte Szenen festgehalten. Diese Assoziation hat Grünbein in seinem Aufsatz „Vulkan und Gedicht“ entfaltet, in dem er die Müllhalde um Dresden und den Ausbruch des Vesuvs miteinander in Beziehung setzt. Beides gehört zusammen: „Der zivilisatorische Auswurf und jene Lava, in der die ersten Augenblicke, Dinge und Gesten, Szenen und Gedanken, konserviert sind gleich überraschten Lebewesen.“⁴

Geburt: ein neuer Ton in der Lyrik

Ein neuer Ton wird bei Grünbein spürbar in seinen Berliner Aufzeichnungen aus dem Jahr 2001. Grund dafür ist die Geburt der Tochter Vera, aber auch die Erfahrung der Bedrohtheit dieses anvertrauten Lebens: die Konversion vom unbeteiligten Stoiker zum passionierten Vater kommt zum Vorschein. Angesichts einer schweren Erkrankung der Tochter hält Grünbein fest: „Doch von jetzt an bist du gewarnt, Stoiker. Am seidenen Faden hängt, was dir als größte Kostbarkeit anvertraut wurde.“⁵

Wohl selten sind Geburt und Erfahrungen um die Geburt so hautnah geschildert worden wie in diesem Buch von Grünbein. Es lässt die atemberaubenden, Leben und Tod umschließenden Erfahrungen geradezu miterleben. Längst vor der Geburt geht die Suche nach dem Vornamen los: „Immer öfter taucht nun der Vorname in Anspielungen auf. Lexika werden gewälzt, Romanfiguren und Helden der Zeitgeschichte auf ihre Verwendbarkeit hin geprüft. Was in der Luft liegt und als Echo durch sämtliche Kindergärten und Schulen geistert, wird sofort verworfen. Mancher Vorschlag wird schamvoll begraben, sobald die statistische Häufigkeit ins Auge springt. Mit diebischer Freude macht man sich über Todesanzeigen her, registriert das Ausscheiden gewisser anachronistischer Namen. Als sicherste Fundgrube gilt noch immer die Bibel. Favoriten unterliegen einer stillschweigenden Geheimhaltungsregel. Wer indiskret nachfragt, wird mit einem strafenden Lächeln beschieden. Nichts ist intimer als dieser lange verheimlichte Name, eine Lautfolge, leicht wie ein Federwölkchen am gemeinsamen Horizont.“⁶

Dann die Schilderung, geradezu das Protokoll einer Geburt. Alles ist noch einmal ganz anders, dramatischer als vorgestellt, eine Grenzerfahrung, das Überschreiten einer Schwelle: „Doch dann die Wehen! Wie eine riesige Brandungswelle, von weither anrollend, braut jede sich in der Ferne zusammen, bevor sie den Körper, der längst verzagt hat, überschwemmt und jeden Widerstand mit sich reißt. Da erst versteht man die wahre Bedeutung solcher Interjektionen wie „Wehe!“, „Weh

³ Ebd. 35.

⁴ D. Grünbein, *Vulkan und Gedicht*, in: ders., *Galilei vermisst Dantes Hölle*, Frankfurt a.M. 1996, 34-39, hier 39.

⁵ D. Grünbein, *Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen*, Frankfurt M. 2001, 315.

⁶ Ebd. 116f.

mir!“⁷ „Und das Kind?... Als sie endlich herausgeplumpst war, hilflos vornübergefallen auf allen vieren, den schweren Kopf und den Buddhabauch gotterbärmlich auf das fleckige Laken gesenkt, vergingen ein paar furchtbare, bange Sekunden. Es waren die längsten in meinem bisherigen Leben. Nein, das war nicht die lang ersehnte Extase. Auf einmal wimmelte dort, mit Stacheln und Giftzähnen drohend, ein ganzes Knäuel von Gefahren. Und keine hatte sich angekündigt, vor keiner war man, in blinder Elternzuversicht, je gewarnt worden. Sicher, das Kind regte sich, aber nur so wie ein Vogeljunges, aus seinem Nest gefallen, konvulsivisch am Boden zuckte. Kein Laut drang aus der winzigen Kehle. Und die plötzliche Geschäftigkeit der versammelten Profis sagte einem, dass irgendetwas nicht stimmte.“⁸

Doch nach erfolgtem erstem Schrei und leergepumpter Lunge die Erleichterung und die schöne Erfahrung, dass das Kind am souveränsten von allen agierte: es schien von allen die Gelassenste zu sein. Seelenruhig sah sie den neuen Anforderungen entgegen. Keine zwei Stunden nach der Entbindung begann dieses schlaue Geschöpfchen zu trinken. „Der Mund hatte sein Hauptziel gefunden, die Mutterbrust. Der Moment der Vereinigung lief nicht weniger ingenieurstechnisch präzise ab als das Andocken der Raumfähre an einer Orbitalstation.“⁹

Willkommensgruß

Aus diesen Erfahrungen formt Grünbein einen poetischen Willkommensgruß, der sich fast wie ein Psalm liest:

Begrüßung einer Prinzessin

Willkommen an Bord, Däumling du, Menschlein, brandneu.

Zierliche Nymphe, zitternd wie Espenlaub, Milchtrinker, Wicht.

Alles dank dir, Glückskind, beginnt nun, gut griechisch, mit *Eu...*

Wie sie dich halten, Krabbenfang, ängstlich, dass nichts zerbricht.

Vergiß deine Höhle, die Mutter. Sieh sie dir gut an von draußen.

Beim Stillen, im Schlaf, halt dich fest, kleine Knospe am Stamm.

Laß die Welt ihre Runden drehen, ein fernes Ohrensausen.

Du bist die Mitte, um dich gehts: die zweieinhalbtausend Gramm.¹⁰

Bedrohung durch Krankheit

Doch urplötzlich, wie aus heiterem Himmel die Erfahrung erster Bedrohung dieses jungen Lebens, eine tückische Krankheit. Genau an Weihnachten bricht sie aus, die Eltern versuchen zunächst eine eigene Behandlung, schrecken von einer Belästigung von Ärzten an diesen ohnehin arbeitsvollen Tagen zurück. Aber dann eine dramatische Zuspitzung, Lebensgefahr. Aus der Tochter wird eine Patientin. „Der Name steht auf dem Krankenschein, der in einer Klarsichthülle steckt am Fußende des

⁷ Ebd. 130.

⁸ Ebd. 132.

⁹ Ebd. 133f.

¹⁰ Ebd. 134.

eisernen Gitterbetts. Kranksein heißt, der Familie enteignet zu werden, rund um die Uhr Kontrolle. Nun liegt sie da, im geschlossenen Käfig, wie unberührbar, ein Findling in fremder Umgebung... Der gewaltige technische Apparat und inmitten der Monitore und Kabel der winzige Körper gab der Szene den Anschein von Lebensgefahr... Lange nach Mitternacht, auf dem Heimweg in die verwaiste Wohnung, verfolgt mich das kleine zerkrautschte Gesicht. Diese entsetzlich traurigen Augen, fast zugeweht unter der Schneedecke aus Verbandszeug und weißen Laken.“¹¹

Diese Assoziationen von „Schneedecke“ und „Verbandszeug“ werden in dem Gedicht „Weiße Weihnacht“ verarbeitet. Die Frage nach weißer Weihnacht jedes Jahr- wird es Schnee geben oder nicht- verblasst gegenüber den bedrohlichen Erfahrungen im Krankenzimmer, eine ganz andere weiße Weihnacht steht bevor:

Weiße Weihnacht

Erster Schnee. Nur sie hat nichts davon.

Schwitzt mit vierzig Fieber, Hagebuttenkopf,

Matt im Gitterbettchen, „auf Station“.

Leise rieselt die Glukose durch den Tropf.

Weich im Flockenfall von Mull und Watte

Liegt sie zwischen Schläuchen eingebettet.

Auf dem Monitor vorm grünen Schatten

Malt ihr Puls die Skyline von Manhattan.

Festlich aufgeputzt, das Krankenzimmer

Hat von Weihnacht nichts und Krippenspiel.

Da im High-Tech-Stall, apathisch wimmernd,

Teilt sie mit dem Christkind das Exil...

In der Blutbahn toben sich die Viren aus.

Die Drei Könige mit leeren Schwesternhänden

Bringen nichts als Kälte in das Krankenhaus.

Erster Schnee. Was sieht sie? Weiße Wänd.

¹¹ Ebd. 314f.

Dieses Gedicht von Grünbein für ein krankes Kind an Weihnachten liest sich in Corona-Zeiten anders, dramatischer: zwischen Schläuchen eingebettet, die flimmernden Monitore auf der Intensivstation, High-Tech-Atmosphäre in der Krankenhöhle, diese Bilder werden wir an Weihnachten wieder in den Nachrichtensendungen zu Gesicht bekommen. Die weiße Weihnacht wird nicht Ausnahme sein, sondern bittere Realität.

Gott sei Dank gibt es Schwestern- und Pflegerhände, die die Kranken mit allem Wichtigem versorgen. Nicht Kälte bringen sie ins Krankenzimmer, sondern die nötigen Handgriffe und Menschlichkeit in einem technischen Umfeld, das Menschlichkeit, Berührung und Nähe wegen der Ansteckungsgefahr ausschließen muss.

Allen helfenden Berufen gilt der besondere Gruß an diesem Weihnachten.

Gesegnete Weihnachten, weil sie ein Segen sind.